Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Dorfgeschichten
Autor: Uhler, Marie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571533

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

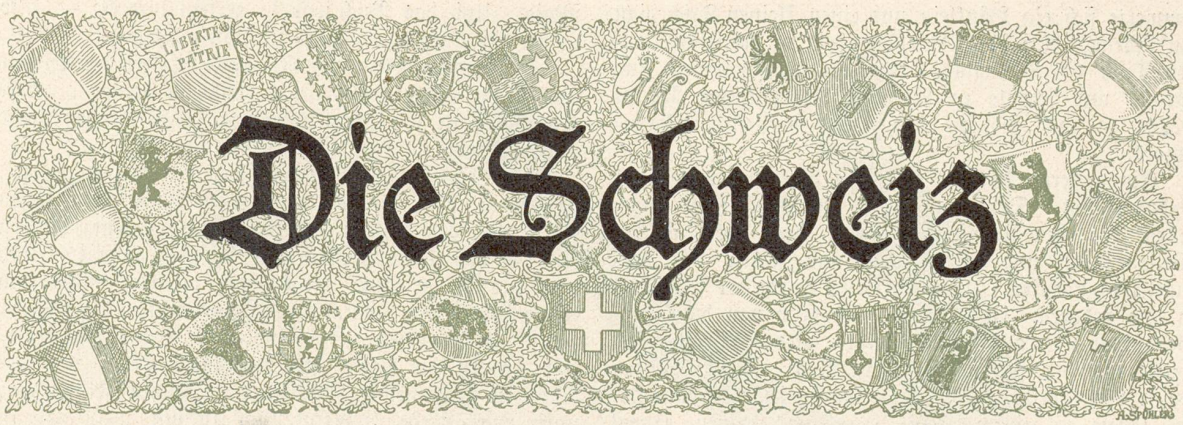
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Elfter Jahrgang. 1907. Band XI.



Dorfgeschichten

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Marie Uhler, Zürich.

1. Linda und Rheinbad.

Im Schweizerland liegt am Saum eines großen Feldes ein Dorf mit Namen „Linda". Das schmiegt sich an den Fuß eines langgezogenen grünen Hügels, den „Grünbuck". Hinter dem Grünbuck aber zieht der Rhein in aller Stromesherrlichkeit dahin, an grüßenden Buchen und lauschenden Tannen vorbei, und Bächlein springen über graue Steinhäupter fröhlich in seine Arme.

Der Rhein hat in aller Weisheit niemals im Lande Propaganda gemacht von seinem Sonntagsweg hinter dem Waldhügel. Lange genoß er einsam die Schönheit seiner Bahn. Die Leute von Linda, sie sahen es nicht.

Nun geschah es aber ums Jahr 1500, daß ein alt geistlich Haus in Konstanz von der Philosophie, auf deutsch vom Weine, gar müde im Kopfe geworden. Dieser Herr ließ sich ein steinern Schlößlein beim Waldhügel unten am Rheine bauen und gedachte dort in Ruhe zu trinken und zu schlafen, nach seines Lebens großen Gedanken.

Da hat er sich den Erzketzer Huß mit Narrenkleid und Schellenkappe in Stein hauen und also auf die Brunnensäule stellen lassen.

Und es freute sich der geistliche Herr noch viele Sommer des frommen Einfalles; dann starb er in Frieden.

Das geschah zur selben Zeit, als die Leute von Linda ganz leise ihr Kirchlein von allem Prunke räumten; denn der Pfarrherr Domenicus Ursus hatte alle schutzheiligen Damen und Herren verabschiedet und redete auf einmal vom Herrgott und seiner Liebe. Und alles Volk zu Linda freute sich.

Nur einem wurde darob die Heimat zur Fremde, die Heimat, die er kaum wieder gewonnen. Das war der David Rot, der Venediger. Der hatte sich aus dem welschen Kriegsdienst viel tiefe Narben im Gesicht, ein Säcklein voll glänzenden Goldes und ein artig venezianisch Weiblein heimgebracht. Das Heimweh hatte ihn über die Berge in die Heimat gesandt, just zur Zeit, da er wegen des Wandels im Kirchlein nicht mehr hineinpaßte. Er hatte beim Herrgott manch dunkeln Streich abzubitten und wollte deshalb auf die Zeit seines Ablebens hin der geistlichen Hilfstruppen mit Messe und Ablaß nicht entbehren. Auch sah er, wie sein venezianisch Weib stetsfort des Abends die geweihten Kreuze aus der südlichen Heimat küßte.

Da beschloß der David Rot, mit der Frau über den Rhein zu ziehen, allwo sie noch an einen ordentlichen Teufel glaubten. Mann und Frau nahmen langen Abschied von ihrer Sippe und kamen bis über den grünen Hügel, zu des Bischofs verlassenem Schlößlein. Da ward des Venedigers Herz schon vor Heimweh krank. Drum beschlossen sie zu bleiben im Schlößlein Rheinbad.

Und sie gründeten hier ein Geschlecht, eines sonderbar in Worten und Werken. Hat das welsche Blut dies verschuldet oder der rauschende Rhein mit den dunkeln Tannen oder das steinerne Männlein mit der Schellenkappe oder alles zusammen, wer weiß es?

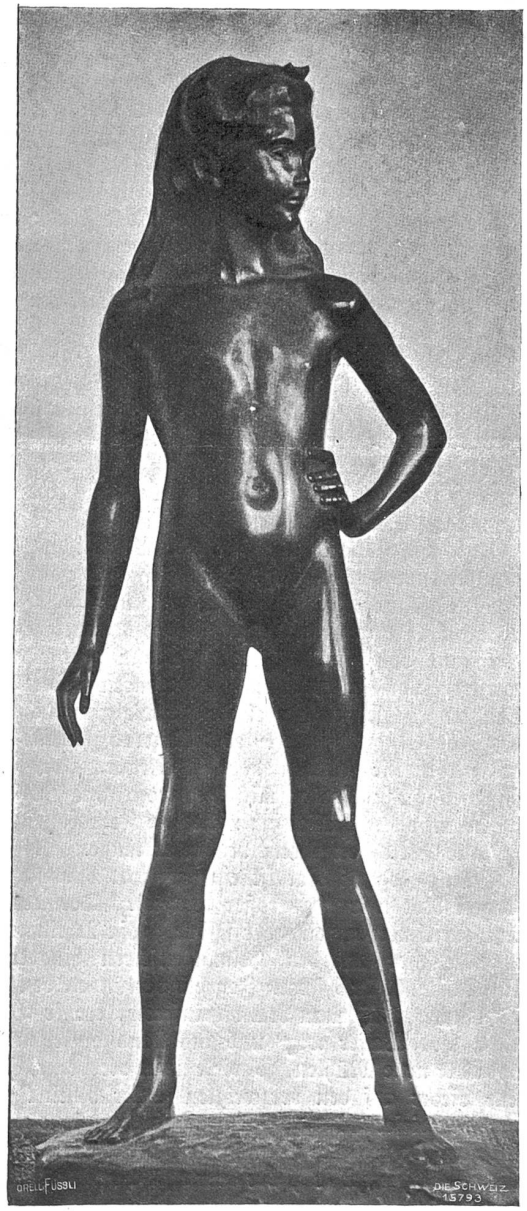
Und wie sich das Geschlecht der Rheinbader mehrte, erstanden um des Bischofs Schlößlein ein paar andere steinerne Häuser mit Epheukränzen, und drin wohnte das Fischer- und Handelsgeschlecht des Venedigers, und da erstand von Zeit zu Zeit ein Mann oder eine Frau, begeistert von irgendeinem sonderbaren Plan. Den Plan trugen sie mit Jubel in die Welt hinaus, kehrten aber jeweilen nach längerer oder kürzerer Zeit ins Rheinbad zurück und blieben dort in Trauer um den zerronnenen Traum, aber mit dem tröstenden Bewußtsein, daß, wenn das Schicksal sich nicht zum Feinde geschworen, jetzt alle Welt von ihrem Ruhm erklänge.

Franz Joggeli Rot ist ein Exempel davon. Franz Joggeli Rot war ein großer Patriot. Der konnte es nicht verschmerzen, daß der schöne große Rhein die herrlichen Wasser aus den Heimatgletschern hinabtrug ins deutsche Reich. Und Franz Joggeli verkündete den Vätern des Landes, daß man dem Rheinstrom, ehe er Basel erreicht, das Wasser weg- und ins Land hinleiten müsse. So viele neue Mühlen, so viele neue Rebberge, so viele neue Lieder auf den verzweigten Vater Rhein!

Aber dieser Plan des klugen Helvetiers fand nirgends Anklang. Da tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er zweihundert Jahre zu früh der Welt geschenkt worden. Er

zimmerte sich ein Bänklein und einen kleinen Tisch dicht am Rhein. Auf das Bänklein setzte er sich selbst, auf den Tisch ein Weinglas. Und tat noch manchen Zug daraus und schaute in Wehmut den eilenden Rheinwellen zu und gedachte des armen mißleiteten Vaterlandes.

Ein anderer Prophet aus dem Rheinbad war Hans Ephraim Rot. Dem war mitten im Heuet einst eingefallen, über den Uranfang der Zeit, über das Ende des Weltenraumes und das „Unten" und „Oben" der Erdkugel nachzudenken. In jenem Heuet wurde der Philosoph in ihm geboren. Und als er allmählich von dunkelsten Gedankenwegen auf hellere Felder wiedergekommen, da spielte ihm der Zufall ein altes Buch in die Hände: Faust von Goethe. Das Buch wurde sein Verhängnis. Es tanzte in seinem Kopf, Hexen und Katzen, Engel und Teufel, ein hoher, blasser Mann und eine liebliche Maid. Und das Buch war so zerfetzt und alt — also mußte der unbekannte Poet irgendwo hungern.



Mädchen.
Bronzestatuette (1904) von Hugo Siegwart, Luzern-München.

Hans Ephraim Rot von Rheinbad beschloß, den Dichter Goethe im Schweizerland ans Licht zu bringen. Das Schicksal hatte ihn gerufen, daß er seine Lenden gürte und verkünde im Heimatland: Faust!

Wer hat ihn ziehen sehen über den grünen Hügel, den H. E. Rot, den mit der großen Brille, dem hohen Seidenhut, dem langen dunkeln Rock, aus dessen hintern Flügeln das rote Nastuch zum Abschied winkte? Und wer hat ihn gesehen, wie er dort an der Limmat in einem Wirtshause saß und einer Schar trinkender Italiener Fausts Philosophien las? Und dort einer Schar frommer Frauen die Verse aus Auerbachs Keller von der Ratte im Kellernest? Und einer fröhlichen Kinderschar unter einer Linde: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer . . ."?

Wer das gesehen, der weiß, wie groß der Spaß war allüberall. Und H. E. Rot hätte die Leute doch lieber weinen gesehen über seinen hungernden Poeten!

Es erzählten aber einmal Schulbuben zu Zürich, dann ein Schmied am See dem Goetheprediger von des Dichters Weltruhm, von seinem Tode vor drei Jahrzehnten — da wars aus mit des Apostels Begeisterung. Er grollte dem Dichter, daß er sich nicht von H. E. Rot hatte retten lassen. Der Apostel ließ den Faust in einem Wirtshaus an der Töß liegen und zog heim.

Aber er hat eine seltsame Begleitschaft mitgenommen, das Liedlein vom König in Thule. Das ließ ihn nimmer und summte bald im Kopf, bald auf den Lippen:

„Es war ein König in Thule
gar treu bis an das Grab. . ."

und Hans Ephraims Herz pochte lauter:

„dem sterbend seine Buhle
einen goldenen Becher gab."

Dann ließ er sein Pfeiflein fallen, und dann rann ein Tränlein über die alte Wange, und ihm ward so sterbenstraurig, er wußte nicht warum — — —

Auch von mancher wunderlichen Frau aus dem Rheinbad wäre zu berichten, so von der alten, ledigen rothaarigen Dame Lisbet, die sich Schön-Rottraut nannte und also sich selbst andichtete, da sie sich für die schönste und klügste Schweizerin hielt. Diese saß oft stundenlang über dem Rheine und sang. So wartete diese ältliche Loreley auf den Prinzen Louis Napoleon von Arenaberg, ob er wohl einmal im Schifflein käme und sie mitnähme als seine Königin.

Gut wars für jeden Rheinbader, wenn die Liebe ihn noch in lyrischer Jugendzeit erfaßte. Machte er dann Ernst, führte er die Traute heim in sein Haus am Rhein, dann nahm der Pfarrherr Heiz von Linda eine Prise und sagte: „Amen, der wäre gerettet! Kinder, dann Sorgen . . . Das wird kein Prophet!"

So geschah es alsdann. Dieser Rheinbader ward ein leidlich solider Herr. Er ließ seine Launen und Einfälle nicht weit übers Rheinbad hinausspringen. Da erstand vielleicht nur ein absonderlicher Erker am Haus, oder es trottete eine Schildkröte im Garten herum, oder es hüpfte an langer Kette ein possierliches Aeffchen.

So bildeten denn solch geratene Rheinbader einen erbaulichen Gegensatz zu den alten ledigen Männern und Frauen, die in den Häusern verstreut von den Erin-

nerungen ihrer Weltfahrt lebten. Dieses Völklein versammelte sich allabendlich bei des Hansjürgen langen Ofenbänken, allwo über die alten verirrten Leutchen ein heilig fest Gefühl kam, daß sie alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens geschaut. Selbst in die Zukunft sahen sie, sahen deutlich das Schicksal aller Rheinbader, aller Leute von Linda, des Schweizerlandes, aller Völker. Es war die Welt kurzweilig und geheimnisvoll und doch abgeschlossen und fein geordnet anzusehen von des Hansjürgen Ofenbänken aus. Was Wunder, wenn diese alten Knaben und Jungfrauen im Bewußtsein ihrer Uebersicht und Erfahrung bei der allabendlichen gegenseitigen Erbauung zu einer philosophischen Glückseligkeit gelangten, daß sie ein fröhlich Herz trugen trotz Alter und Ungemach?

Wer heitern Sinn und gar wenig Gold im Beutel hat, der feiert gern Feste.

Aber die Rheinbader mochten nicht in der Verborgenheit ihrer Behausungen Feste feiern: also zogen sie auf den grünen Hügel. Da wanderten auch die Leute von Linda hinauf, und es war allsogleich zu sehen, daß dies ein braves Völklein war ohne große Taten; denn in der harten Arbeit mit dem schweren Erdboden war ihm die epische Kraft zerronnen. Aber wenn die Festfahne der Rheinbader auf dem Grünbuck flatterte, dann zogen sie hinauf und setzten sich getrennt von den Rheinleuten und sahen nicht das liebliche Wesen ihrer Heimat zu Füßen, nicht die Silberfirnen in der Ferne, sie sahen ihr Glas, den weißen Tisch und den braunen Erdboden. Sie sprachen bedächtig und ernst, die Männer von Kauf und Verkauf, die Frauen von Krankheit und Sorge.

Und aus dem Tage ward die Nacht. Die Sterne kamen, und es war dann, als ob alles Land um den Grünbuck tiefer sänke, als ob der Hügel größer werde und einsam, einsam in der weiten Welt.

Da war es seltsam.

Die ernsten Leute von Linda wurden lustig; sie sangen wilde alte Soldaten- und Minnelieder und hängten an jedes einen meckernden Jodel. Aber von den Plätzen der lustigen Rheinbader klangen traurige Weisen vom Scheiden und Meiden, vom Grab und vom Tod.

Schwingergruppe. Plastik (1905) von Hugo Siegwart, Luzern-München, an der IX. Internationalen Kunstausstellung zu München (1905) mit der kleinen Goldenen Medaille ausgezeichnet.

Saß aber in solcher Nacht unter den Burschen von Linda einer, des Herz noch von keiner Liebsten wußte und doch nach einer verlangte, der fand gar bald nichts Schöneres, als einem kleinen dunkeln Rheinmädchen lange in die blitzenden Augen zu schauen. Und das Mädchen sehnte sich aus der engen Heimat am Rhein hinaus und glaubte, im großen Dorf die Welt zu finden.

Dann freite der Bursche das Mädchen. Und sie verließ ihr kleines, kurzweiliges Völklein mit seinen tausend Einfällen und kam zu Menschen der Arbeit.

Aber es ist kein Glück, wenn ein Bursche von Linda mit einem Rheinmädchen sein Haus gründet. Besser hätte er sein Weib aus weiter Ferne geholt, sie wäre ihm wohl nicht fremder geworden als die, welche er auf dem Grünhügel gefunden; denn früher oder später kommt über die Frau die Sehnsucht ihres Geschlechtes nach der Welt. Dann fängt sie an, die braven stillen Leute von Linda insgeheim zu hassen, und sie weiß nicht warum. Ihr Wesen wird zügellos, und im Lande reden sie von ihr. Etliche unter diesen Rheinbadfrauen zu Linda sind dann mit heißem Herzen von Mann und Kind weg gewandert, die Welt und ihr Glück zu suchen. Keine hat ihren Frieden dabei gefunden.

Es ist kein Glück, wenn ein Bursche von Linda mit einem Rheinmädchen sein Haus gründet; denn dann wachsen unter den Kindern von Linda oft junge Menschen auf, solche wie Peter Lang, die in der Heimat von Linda die Heimat nicht finden.

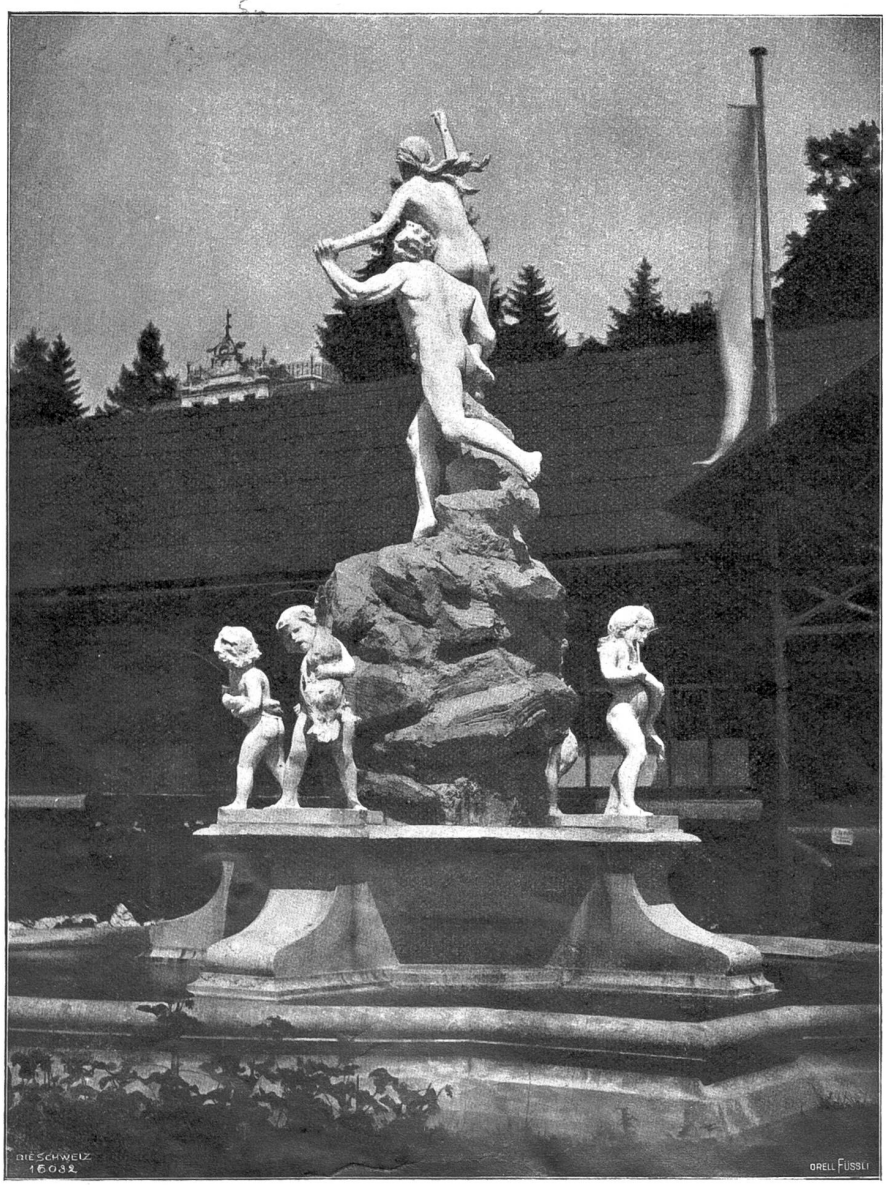
II. Die Geschichte des Peter Lang von Linda.

Es war immer eine seltsame Zeit für den Knaben Peter Lang von Linda, wenn der erste Frühling ins Land zog. Dann tat die Erde auf Wies und Weg am Grünbuck, von Schnee und Eis erlöst, feine Risse auf: dann erwachte eine große Unruhe in des Knaben Herzen. Aus der Unruhe aber ward ein heißes Verlangen, etwas seltsam Großes zu werden, weit bekannt und geliebt im Vaterlande.

Zog er des Morgens mit dem Pflegvater und den Taglöhnern hinauf in die Wälder des Grünbuck zur Holzarbeit in den Duft des Tannenreiches, dann lockte Baum und Quell, Moos und Vöglein: Peterlein, werd' ein großer Maler, zeig', wie schön es nun ist! — Kam der Mittag, wo das Feuer auf dem Reuteboden prasselte und die Holzleute von ihren Wanderjahren im Vaterlande erzählten, da hätte Peter künden mögen: Ich zieh' viel weiter; was ist mir Linda, was das kleine Schweizerland? Die halbe Welt will ich schauen!

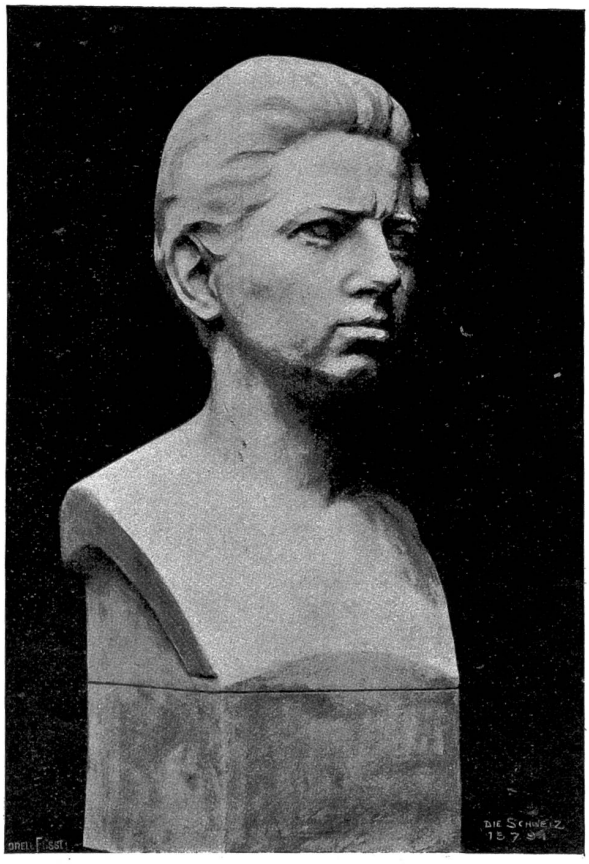
Führte aber der Abend die Männer heimwärts bergab und lag das weite Feld von Linda mit den Silberfirnen im Abendfrieden, dann war Peters Wanderlust vor einer großen Wehmut dahingegangen: galt sie dem toten Vater, dem verlorenen Mütterlein aus dem Rheinbad? Es packte ihn das Heimweh mitten in seiner Heimat. Das Heimweh aber weckte den Wunsch: Du möchtest ein großer Dichter werden!

Das hatte Peter Lang die letzten Jahre her erlebt. Es kam aber wieder ein Frühling, der fand den Knaben nicht mehr den Stimmungen preisgegeben, die der wech-



Rhein und Wiese mit Nebenflüssen. Entwurf von Hugo Siegwart, Luzern-München, für einen Monumentalbrunnen mit Allegorie nach J. P. Hebels Gedicht „Die Wiese", ausgestellt an der Kant. Gewerbeausstellung zu Luzern 1893.

Allegorische Gruppe.
Entwurf zu einer Giebelgruppe für den Bahnhof Luzern (1900) von Hugo Siegwart Luzern-München.



Martha Cunz.
Bildnisbüste (1906) von Hugo Siegwart, Luzern-München.

selnde Tag ihm brachte, sondern mit Herz und Gedanke fest und sicher in einer eigenen neuen Welt; denn Peter Lang war gar fromm geworden.

So war es gekommen.

Es war zu jener Zeit an der Hochschule des Landes ein Theologenstreit entbrannt. Da klang ein alter Streitruf ins ganze Land bis zum Grünbuck, nach Linda und Rheinbad: Christus, ein Mensch! — Christus, ein Gott!

Im Rheinbad, da glaubten sie an den Menschensohn Jesus Christus; aber im Kirchlein zu Linda beteten sie mit Inbrunst: Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!

Der greise Pfarrer Heiz von Linda war da ein fröhlicher Streiter Gottes. Die Kirchglocke von Linda durfte fast nimmer schweigen; alle Abende lud sie die Leute von Linda. Da wanderte auch der Knabe Peter Lang immer öfter zur Kirche. Von seinem Sitz auf der Empore sah er durch das große Mittelfenster des Kirchleins eben in den Himmel hinein. Aber in diesen Himmel ragte noch ein merkwürdig Giebelstück vom Pfarrhof mit seltsamen Verzierungen, ein dunkler Tannenwipfel und ein fröhlich Birkenkrönlein.

Wie Peters Auge auf diese Dinge schaute und Choraltöne dazu erklangen, so ging seine Seele leise in seinen Himmel hinein, wo sein Gott wohnte, der zu ihm durch die wogenden Bäume, die wandernden Vögel und die ziehenden Wolken sprach.

Es gab Stunden, wo Gottvater zu Peter aus ewigen Höhen redete, immer dann, wenn die Dämmerung am Himmel stand und die Bäume im Pfarrhof still und stolz emporstrebten.

Wenn diese aber im Sturmwind schwankten und Wolken dahinjagten am hohen Fenster vorbei, dann fühlte Peter seines Gottes Wesen auf Erden. Und er glaubte, den Schöpfer besser zu verstehen, ihm näher zu sein als all die Männer und Frauen im Kirchlein unten. So oft ja des Tages hielt er den Herrgott im Gebet umfangen; heimlich betete er beim Essen, bei der Arbeit in Wiesen, Aeckern und Tann, und es war ihm, er führe mit seinen Gebeten eine Gewalt. Er glaubte zu sehen, daß die Vögel so flogen, wie er es wollte, daß die Wolken über dem weiten Felde so zogen und sich formten, wie Peter von Linda es sich gedacht.

Pfarrer Heiz sprach in heiligem Zorn und Feuer von den Sodomiten im Schweizerlande, daß sie dem Vater der Menschen Reich und Gewalt nähmen. Da kam in Peters Seele ein großes Drängen. Er mußte für Gott streiten, und er wußte wie! Ein gewaltiges Drama wollte er dichten; aber da redeten keine Menschen und es spielte nicht auf Erden, sondern im ganzen Weltall, und es kämpften für Gott Sonne, Sterne und Erde.

Das war ein Feuer in Peters Seele, als dieser Entschluß dort geborgen lag! Aber seltsam: wenn er an sein heiliges Drama dachte, zu Ende denken konnte er doch keinen Gedanken daran vor lauter Glück, vor lauter heimlicher Scheu und Verwunderung.

Es hatte aber Peter einen Kameraden im Rheinbad, den er bewunderte, und er sah, daß auch jener in einer heimlichen Freude schwelgte. Da sagten sie sich: „Ich weiß etwas!" und dann: „Sag's du zuerst!" und zuletzt: „Am Funkensonntagabend vor der Bibelstunde beim Quell am Grünbuck!"

So saßen an jenem Sonntagabend am Grünbuck beim Quell die zwei Knaben Peter Lang von Linda und Hansli Rot aus dem Rheinbad. Sie saßen ernsthaft beisammen, und an Peters Seite lag seine schöne große Bibel. Wer sollte beginnen? Peterlein niemals! Doch wohnte in ihm der Glaube, alle Welt warte auf seine Kunde, und wenn der Gott-Rettungsplan erklungen, müßte etwas Wunderbares geschehen. Da pochte sein Herz in heimlicher Angst und schlug gegen sein Wämslein und warnte: Warte noch!

Also begann Hansli Rot, der Rheinbader: „Ich habe dem König von Preußen geschrieben: Ihro Hoheit, mir ist mein Land verleidet, ich will Meersoldat werden. Schreiben Sie mir, wie ich auf ein Kriegsschiff komme ... Aber der König hat keine Antwort gesandt. Nun wandere ich dennoch zur Nordsee. Der Vater gibt zehn Gulden. Er sagt: Gehts dem Buben wohl, so mag ichs ihm gönnen; kommt er um, ist nicht viel hin! Aber ich zwing's, und es wird recht, und im Maien zieh' ich!"

Peterlein staunte den Freund an. Der saß fest auf dem grünenden Boden, Füße und Fäuste kräftig zur Erde gestemmt, den Blick voll Feuer gegen Norden.

Da meinte Peter in seinem Sinn: Der Hansli Rot wird ein Held, was werde ich?

Und siehe, was da so wunderbar in seiner Seele gelegen, nun, da er es erzählen sollte, da wollte es ihm langsam dahinschwinden!

Wie er dennoch davon begann, langsam, stockend,

da zerschlug jedes laut gesprochene Wort einen feinen Traum seines Innern. Hansli Rot aber bekam den verwickelten Plan einer verworrenen Theaterdichtung zu hören mit göttlichen Spielern, mit Wolken, Winden und Welten.

Da faßte ihn das Mitleid zum Kameraden, der ein solcher Narr geworden, und Hansli Rot, der Rheinbader, sprang auf und rief:

„Aber, Peter, es ist kein Gott!" Und eilte davon; denn er hatte durch den Wald fernes Singen vernommen. Das waren die alten ledigen Weltfahrer von Rheinbad, die zu ihrem Fastnachtfeuer auf den Grünbuck zogen. Ihnen eilte er weit entgegen.

Peter der junge Gottstreiter aber schaute in Schreck und Angst dem Freunde nach. Jetzt mußte doch der Herrgott wie in alten Judenzeiten im heiligen Zorne niederfahren, den Lästerer zu treffen. Aber Hansli Rot sprang fröhlich über die Wiesen dem Walde zu. Da wandte Peter den Blick hinauf zum nachtenden Himmel, ob wohl ein Zeichen des zürnenden Gottes käme, dunkle Vögel, schwarze Wolken oder ein zuckender Blitz. Doch still funkelten dort oben die Sterne.

Da kam Peter langsam die Enttäuschung und dann das Mitleid zu dem also getroffenen Gotte. Er wollte im Gebete sich ihm liebend und tröstend nahen; er faltete die Hände und sprach die alten Kindergebete . . . Da sah er plötzlich zu seinen Füßen das erste Schneeglöcklein. Weiß leuchtete das Köpfchen, und es wiegte sich wohlig im Abendwinde. Da faßte den Knaben Peter heißes Verlangen, das Blümlein zu brechen. Allein dann mußte er die betend verschlungenen Hände lösen, dann ging sein Gott von ihm?

„Aber, Peter, es ist kein Gott!"

Und Peter hielt im Gebete inne, öffnete die Hände und brach das Blümlein. Doch es kam ihm vor wie eine Schuld, und es faßte ihn eine große Traurigkeit. Zur selben Zeit kam auch das seltsame Heimweh wieder zu ihm. Peter legte den Kopf auf die Bibel und weinte ins grüne Gras:

„Ich bin der ärmste Knabe der Welt; niemand liebt mich, kein Mensch, kein Gott; es gibt wohl keinen Gott!"

So lag er lange und achtete nicht des Glöckleins von Linda, das ihn gar ängstlich zur Kirche lud. Aber dann brach Flammenschein in seine Augen; der kam vom Feuer der Rheinbader. Das Feuer lockte den Peter, er nahm seine Bibel und zog auf die Höhe.

Dort stand unter dem Häuflein der alten Rheinbader ein rundes Männlein; das war der Prophet Kaspar, der hub an und rief:

Eidgenossen, Rheinbader!

Schwarz liegt die Nacht über unserm teuern Schweizerlande, die Nacht im Kopfe, meine ich . . . Aber da und dort brennt ein Feuer, wieder eines im Kopfe. So ein Feuer sind wir, Rheinbader! Es ist der Prometheusfunke, der in uns grünt und blüht, der uns ältern Knaben und Fräulein die Brust weitet, daß wir hinaufsteigen in die Himmel und Höhen, daß wir hinter die Wolken schauen und fragen: Wohnt ihr dort hinter den Wolken, ihr Götter? Keine Antwort ist auch eine Antwort!

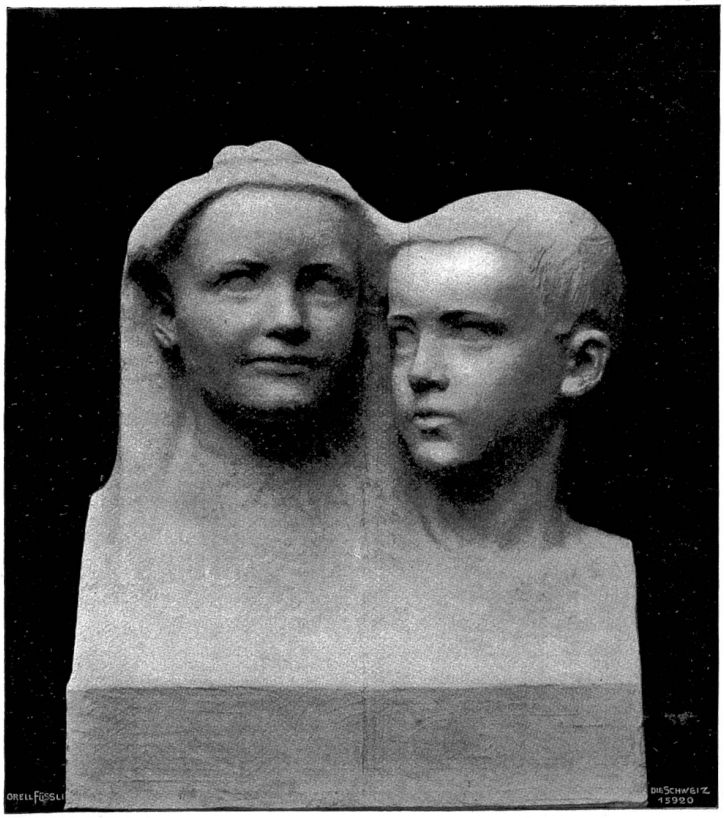
Eidgenossen! Gesinnungsbrüder! Laßt uns von unsern geistigen Höhen niedersteigen, um unsern Brüdern, den geistesschwachen, zu Linda, Hilfe zu bringen! Nehmet die Fackeln zur Hand! Ziehen wir durch Linda, daß dieses brennende Pech in ihre Seelen dringe und sie erwecke zur Freiheit! Marsch!

Und das weißhaarige Trüpplein folgte seinem begeisterten Führer bergab. Drei alte Weiblein waren zurückgeblieben; die saßen beim wärmenden Feuer und hatten die weißen Köpfe auf die Hände gestützt und taten, als ob sie schliefen.

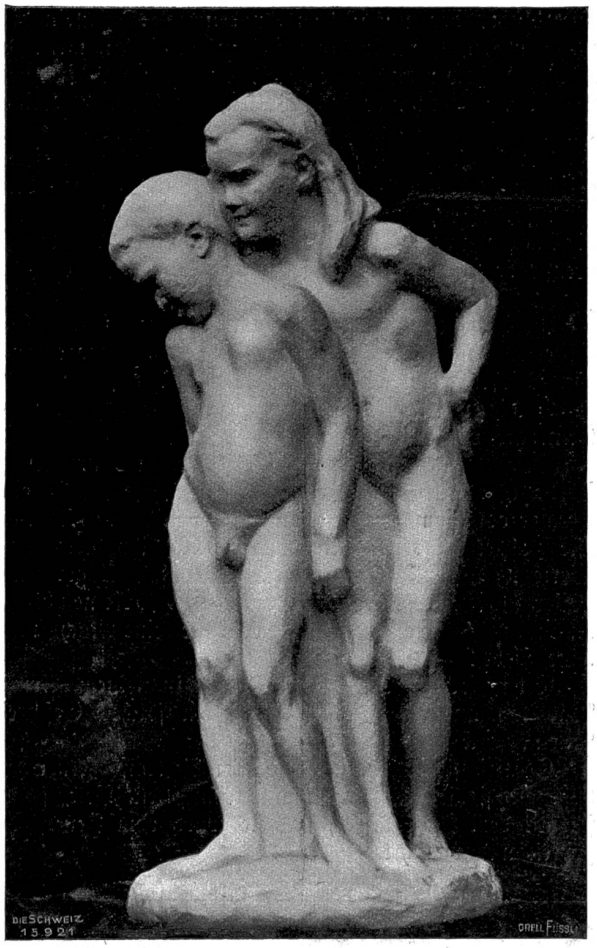
Dem Knaben Peter, der mit seiner Bibel am Feuer stand, war alles, was er hier oben gesehen, wie ein Theater vorgekommen, und die Leute von Linda und das alte Völklein aus dem Rheinbad schienen ihm arme genarrte Menschen. Er, Peter, fühlte sich klüger und weiser als sie alle, wußte er doch: Es gab keinen Gott, und wenn es auch einen gab, er hatte keine Macht und keine Liebe!

Peter spürte seine Bibel schwer in seinem Arm: Was lag an dieser, mit der sie ein solches Geschrei hatten?

Er ließ sie fallen, und sie kam dicht ans Feuer zu liegen, daß die Flammen nach ihr züngelten. Peter schob sie mit dem Fuße näher, und sie ward vom Feuer ergriffen und verzehrt.



Kinderdoppelbüste (1906) von Hugo Siegwart, Luzern-München.



Kindergruppe (1905) von Hugo Siegwart, Luzern-München.

Es war für Peter eine Wollust dies zu schauen. Wenns einen Gott gab, er hatte ihn nun gestraft, daß er ihm ein so einsam trauriges Leben beschieden, keine Freude und kein Glück. Mit dem Stolze des Rheinbaders, der in seinem Gefühl Großes vollbracht, zog er heimwärts.

Vom Grünbuck heimwärts ins Rheinbad wanderten auch die drei alten Frauen, die beim Feuer gesessen. In selber Nacht noch wußten sie es in Rheinbad und am andern Tag zu Linda: Peter Lang hat im Fastnachtfeuer die heilige Schrift verbrannt!

Die großen Freigeister im Rheinbad schauerten erst vor solcher Ungeheuerlichkeit zusammen; keine Strafe war ihrem heiligen Zorne für den Frevler groß genug. Mählich aber wurden sie psychologisch, sie forschten nach der Entwicklung solcher Tat, und zuletzt beschauten sie die Bibelverbrennung des Peter Lang als ein lustig Stücklein eines besondern Bürschleins, das etwas zu werden versprach. Und die Rheinbader erzählten es mit heimlicher Freude hinter dem Weinglas, daß Peter Lang halt ein halber Rheinbader sei, von seiner Mutter her.

Den Leuten zu Linda aber hatte Peter Leid gebracht. Nun war der Ruhm ihrer Frömmigkeit dahin, und sie mußten sich vor dem Herrgott und den Landsleuten ringsherum schämen, daß solche Sünde in ihrem Bann geschehen. Frauen und Kinder mieden den Peter; sein böser Geist hätte ihnen Unheil bringen können. Die Sittenrichter von Linda beschlossen, daß fürderhin bis auf weiteres jeglichem Bewohner von Linda der mündliche Verkehr mit Peter Lang verboten sei, also daß diesem die Heimat verleide und er fortziehe aus Aug' und Sinn der Leute von Linda.

Einsamkeit und Not hatten Peters Seele mürbe und müde gemacht, und sein Stolz ob der großen Tat war dahin. Beten konnte er nicht mehr; Gott war ihm ferne und gleichgültig geworden. Im leuchtenden Tag fühlte sich Peter wohler. Dann dichtete er an seinem traurigen Geschick und kam sich schön und groß darin vor. Fortziehen wollte er in die Weite; dann erzählten sie überall in Mitleid und Reue von dem armen verkannten Knaben Peter Lang von Linda. Die dunkle Nacht aber löschte alle Wanderlust in Peters Seele und weckte dafür seine Sehnsucht und sein seltsames Heimweh. Er konnte doch nicht fort aus der Heimat.

Aber eines Abends fand er auf dem Tisch seiner Kammer eine Geldrolle und ein Papier mit des Pflegevaters Handschrift: Wandergeld nach Amerika!

Sie schickten ihn also fort!

So wollte er auch gehen, noch in selber Nacht, in selber Stunde — — —

(Schluß folgt).

Lebenslied.

Wo treibst du hin, mein steuerloses Schiff?
Die Wogen prallen wild an dich heran —
Halt aus, mein Schiff, auf sturmgepeitschter Bahn
Und meide gut das droh'nde Felsenriff!

Denn sieh', die Fracht ist köstlich, die du trägst!
Laß sie nicht sinken in die tiefe Flut,
Halt aus und biete Trotz des Sturmes Wut,
Bis du den Kiel auf festes Ufer legst!

Steh' fest und wanke nicht, mein stolzer Mast!
Noch ragst du auf ins blaue Himmelslicht,
O bleibe stark und treu und beug' dich nicht;
Denn Kinderarme halten dich umfaßt!

Und laß den Hoffnungswimpel lustig weh'n
Im tollen Spiele mit dem Sturmgesell:
Dann bleiben auch die Kinderaugen hell,
Die so vertrauend nach dem Wimpel seh'n.

Dort in der Ferne, wo die Wolken flieh'n,
Dort breitet sich ein silberschimmernd Band —
Was mag es sein? Die Seele flüstert: „Land!"
Mein steuerloses Schiff, dort treibe hin!

Anna Burg, Harburg.